Predigt über Joh 2,1-11 am 2. Sonntag nach Epiphanias

Peterskirche Heidelberg

Martin Hailer, Pfr.

Liebe Gemeinde,

»Zum Leben gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen, sich das zu bewahren«. Hanns Dieter Hüsch hat das einmal gesagt. Der Poet vom Niederrhein hinter der Hammond-Orgel. Kabarettist war Hanns Dieter Hüsch, zuhöchst kundiger Mozart-Verehrer, aber auch nachdenklicher und tiefsinniger Laientheologe. Er raisonnierte schonmal, was ihm durch den Kopf geht, wenn er beim lieben Gott auf der Fahrradlenkstange sitzt und durch die Gegend kutschiert wird. Unter anderem dies: »Zum Leben gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen, sich das zu bewahren«. Da hat er Recht, der Poet vom Niederrhein, und es ist wirklich nötig, sich das zu bewahren.

Es kommt nämlich so: Wir sind umgeben von den Zumutungen, fertig zu sein, vollendet. Wohin man nur schaut, kommt einem diese Zumutung entgegen. Erst vor wenigen Tagen sah ich, Heidelberger Straßenbahn fahrend, ein Werbeplakat für eine zweisprachige Grundschule. Eine gute Sache, sollte man meinen. Der Werbespruch hieß nicht etwa: Sprachenlernen ist schön!, oder: Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen (das wäre immerhin Goethe). Der Werbespruch hieß: Vorsprung von Anfang an! Vorsprung von Anfang an. Je schon perfekt sein. Immer schon fertig, und das bereits mit sieben und acht Jahren. Die ABC-Schützen sollen also schon fertig sein, Arbeitsmarkt-Vorteil inklusive. Und das, wo sie doch erst anfangen, das Lernen zu lernen und die dazugehörigen Sozialformen zu entdecken. Die Zumutung, fertig zu sein, vollendet, richtet sich genauso an uns Erwachsene. Darin etwa, alles gesehen und jedes reiserelevante Land bereist zu haben. Ich bin nicht frei davon. Oder darin, keinen, aber auch gar keinen Erlebensaspekt in der eigenen Beziehung ausgelassen zu haben. Und ganz sicher kommt das in den Zumutungskaskaden der Konsumwelt. Sie ist ziemlich gut darin, uns weiszumachen, was man alles besitzen müsse und wovon man entzückt zu sein habe. Und das bitte sofort, denn sonst ist man ja unfertig. In der nun ein wenig zurückliegenden Weihnachtszeit, und im Grunde über das ganze Jahr. Am deutlichsten vielleicht ja dann: Man geht durch die Stadt, sucht ein Geschenk für eine Freundin, findet nichts Rechtes und sagt sich: Ich müsste doch von etwas fasziniert sein! Dann hat der Vollendungsdrang nicht nur die Tatsächlichkeiten erobert, sondern darüber hinaus auch bereits die Wünsche. Dagegen, wie wohltuend: »Zum Leben gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen, sich das zu bewahren«.

Ich höre das auch als ein wichtiges Stück in Sachen der Religion und des Glaubens. Als sei Glauben etwas, was einen vollständiger, kompletter und abgesicherter macht als die Zeitgenossen um einen herum. Als sei ein Glaubender, eine Glaubende sozusagen gegen jede Lebenskrise gefeit. Die Idee ist dann: Wer glaubt, erwirbt eine Zusatzkompetenz, die ihn oder sie lebenstauglicher und abgesicherter macht als andere Menschen. Sich eine Christin, einen Christen nennen, hieße dann: Gegen alle Fälle und Unfälle des Lebens gewappnet sein, einer krisenfesten Bewältigungs- und Stabilisierungsinstanz teilhaftig. Hanns Dieter Hüsch: »Zum Leben gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen, sich das zu bewahren«. Das gilt auch und gerade in Sachen von Religion und Glaube. Glaube ist gerade nicht die stete Nötigung, schon je krisenfest und unerschütterlich zu sein. Er hat es in spezifischer Weise mit Öffnen zu tun. Mit warten können, und mit dem Gang an Grenzen und über sie hinaus. Warum das so ist und wie es zugehen mag, das ist dem heutigen Predigttext abzulesen. Sie haben ihn als Lesung des Evangeliums vorhin gehört und vermutlich ist er Ihnen ja wohlvertraut. Ich will ihn durchgehen mit Hinblick aufs Wartenkönnen und die Gnade des Unvollendeten.

*Und am dritten Tag war eine Hochzeit in Kana.* Der dritte Tag, von dem hier die Rede ist, ist der dritte Tag von Jesu öffentlicher Wirksamkeit. Es geht also gerade erst los! Niemand kennt jemand anderen, ist er erst drei Tage mit ihm beisammen. Wer Jesus ist, für uns ist, können wir zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht wissen. Wir müssen es auch nicht. Was damals in Kanas für uns heute geschah, ist ein Anfang, nicht etwa alles. Anfängerinnen und Anfänger im Glauben können und sollen wir sein. Das wird noch klarer, wenn wir weiter hören: Die peinliche Mangelsituation ist eingetreten. Hochzeitsfeste währten gewöhnlich mehrere Tage. Und wenn da der Wein ausgeht, ist das ziemlich arg. Jesu Mutter wendet sich an ihn, berichtet von dem Mangel – und kassiert eine Abfuhr: *Was sagst du mir das, Frau? Noch ist meine Stunde nicht gekommen*. Vielleicht hat der eine oder die andere die klassische Lutherübersetzung im Ohr: *Was habe ich mit dir zu schaffen, Weib?* Sehr brüsk und abweisend. Also, das ist überzogen. Aber distanziert ist Jesus hier schon, es ist etwa so, als ob er höflich »Madame« zu seiner Mutter sagen würde. Madame, der allzeit bereite Wunscherfüller bin ich jedenfalls nicht. Madame, es ist noch nicht am Tag, wer ich bin und wozu ich hier bin. Was dann weiter geschieht, geschieht in aller Vorläufigkeit und ist nur Angeld, Vorausblick. So auch in der etwas seltsamen johanneischen Weinregel: Der Speisemeister kostet vom Wein und merkt, dass er von guter Qualität ist. Kommentar: Seltsam, denn man schenkt doch erst den guten Wein aus und später, wenn die Leute schon angeheitert sind, den von mäßiger Qualität. Ein Gastwirtstrick, von dem Heidelberger Weinstuben hoffentlich keinen Gebrauch machen? Ich glaube es nicht, zumal von diesem seltsamen Gebaren sonst nirgends die Rede ist. Eher so. Im gewöhnlichen Leben gilt: Bitte alles, aber sofort! Und wenn das »alles sofort« aus ist, dann bleibt nur noch der schale Schluck und der mäßige Wein. Die Weinregel, jesuanisch gelesen heißt dann: Es wird noch kommen, ihr dürft warten, die volle Identität Jesu steht noch aus.

Jesus sagt es explizit: *Meine Stunde ist noch nicht gekommen*. Seine Stunde ist noch nicht gekommen, obwohl das Weinwunder geschieht. Sprich: Wer Jesus nur für einen Wundertäter hält, greift zu kurz. Wer alles jetzt und sofort haben will, bekommt den flotten Rausch, aber nicht das, wofür der Sohn Gottes steht und was er tut. Hier, wie übrigens öfter, ist das Johannesevangelium anspruchsvoll. Es setzt nämlich voraus, dass wir es zur Gänze lesen, idealerweise mehrfach. Und dann ist klar: Jesu Stunde ist noch nicht gekommen. Sie wird aber kommen, und zwar in seinem Todesschicksal und im Osterereignis. Deshalb nennt der Evangelist Jesu Tat in Kana auch bewusst ein Zeichen, und noch dazu das kleinste und erste: *Dies tat Jesus als Anfang der Zeichen*. Auch vergisst der Evangelist nicht die Notiz: Dies Zeichen hatte nur eingeschränkte Wirkung. *Es glaubten* nach Auskunft des letzten Verses *seine Jünger an ihn*. Der ganze Rest offenbar nicht.

Dieser Glaube nur der wenigen, den Jesus da erfährt, beschreibt für uns ganz gut, was ein Zeichen ist. Es ist noch nicht die volle Sache selbst, aber es nimmt uns schon herein. Dies Hochzeitsfest ist noch nicht das große himmlische Fest Gottes mit seinem Volk. Auf dies geht alle Welt noch zu, und wir mit ihr. Aber die Hochzeit zu Kana ist ein Fest. Es wird gegessen, getanzt und getrunken. Und das darf man auch merken. Leiblich, sinnlich. Die Kostverächter des Leiblichen hatten mitunter ihre Mühe mit dieser Tat Jesu. Allen Ernstes wurde ihm unterstellt: Der Heiland tut sowas nicht! Der Theologe Karl Barth erzählt, dass ihm einmal der Vorstand eines Abstinenzlervereins gesagt hätte: »Herr Pfarrer, das war aber nicht sein witzigstes Stücklein«. Sehr fern davon, sich über die Krankheit namens Alkoholismus irgend lustig zu machen, geht es aber doch so: Das Zeichen auf Jesu vollendete Präsenz unter uns hin ist ein leibliches Zeichen. Man spürt’s, und das darf man auch. Es entspricht der leiblichen Präsenz Gottes unter uns in Christus. Und es entspricht dem, dass Gott uns für sein Reich in Dienst nehmen will, und zwar mit Geist *und* Leib. Entscheidend allerdings: Dies Zeichen ist noch nicht die volle Sache. Jesus, der sich hier kenntlich gemacht hat, ist voll da erst als der, der für uns starb und als der, der dem Tod die Macht nimmt.

Was Glauben heißt, entspricht dem. Glauben ist ein Vorgang, ein Prozess. Hineingenommen-sein. Das Verb bezeichnet es besser als das Substantiv. Und so können wir der Zumutung getrost entgegentreten, von der ich vorhin sprach. Der Zumutung, je schon fertig und für alles gewappnet zu sein. Und erst recht der Zumutung, der Glaube packe dem noch eins obendrauf. Vielmehr, und in aller Deutlichkeit: Glaubende leben mit Zeichen. Und wo es gut geht, sind sie selber eins. Sie leben davon, dass sie anfangshafte heilvolle Erfahrungen gemacht haben und dass im Volk gottes von solchen heilvollen Erfahrungen erzählt wird, in glaubhafter Weise erzählt wird. Ihr eigener Glaube ist dann dies: Den von Gott vorgezeichneten Weg suchen und weitergehen. Er ist nicht immer deutlich, und er ist auch nicht risikolos. Aber er geht auf den zu, der sich am Kreuz und an Ostern vollständig gezeigt hat. In diesem Sinne ist Glauben immer vor-läufig. Die Zumutungen, immer alles komplett haben und ausleben zu müssen, wird von ihm gerade durchbrochen. Der Blick aufs Gnadenlose dieser Zumutung wird so gerade frei. Was für eine gnadenlose Zumutung, Grundschüler zweisprachig zu beschulen, damit sie nachher die Besseren sind und die spitzeren Ellenbogen haben. Was für eine gnadenlose Zumutung, Glaubende könnte nichts mehr erschüttern. Glaube ist nicht eine Überdosis Valium, er ist das Gegenteil davon.

Ich entdecke diese gnadenlose Zumutung leider auch in dem Bereich, in dem die meisten von uns zu tun haben: Universitäre Modulhandbücher sollen von der Art sein, dass wir immer schon wissen, was herauskommen wird. Vom berufskompatbilen Ende her gedacht. Was dabei auf der Strecke blebt, ist das offene Abenteuer der Bildung. Es gelingt mir wahrlich nicht immer, aber manchmal gibt es zauberhaft offene Seminarsitzungen eben doch: Studentinnen und Studenten lassen sich auf einen Gedanken ein, ohne dass schon feststeht, wohin es geht und warum das so sein muss. Und dann eröffnet sich neue Sicht, neues Urteilsvermögen entsteht. Ob sie für die Einzelnen zum Zeichen werden können, hat der Hochschullehrer in mir nicht zu beurteilen. Aber im Wege stehen will ich dem nicht.

»Zum Leben gehört das Unvollendete. Ich bitte die Menschen, sich das zu bewahren«. Das Wort von Hanns Dieter Hüsch hört sich jetzt an wie die Kurzfassung des Sonntagsevangeliums. Hoffentlich.

Amen

Wesentliche Anregungen stammen aus Klaus Wengst, Das Johannesevangelium, 1. Teilband, Theologischer kommentar zum Neuen Testament 4,1, Stuttgart 2000.